

Tenorth, Heinz-Elmar

Karabel, Jerome: The Chosen. The Hidden History of Admission and Exclusion at Harvard, Yale and Princeton. Boston/New York: Houghton Mifflin Company 2005. VIII, 711 S., EUR 28,00. [Rezension]

Zeitschrift für Pädagogik 53 (2007) 2, S. 265-268



Quellenangabe/ Reference:

Tenorth, Heinz-Elmar: Karabel, Jerome: The Chosen. The Hidden History of Admission and Exclusion at Harvard, Yale and Princeton. Boston/New York: Houghton Mifflin Company 2005. VIII, 711 S., EUR 28,00. [Rezension] - In: Zeitschrift für Pädagogik 53 (2007) 2, S. 265-268 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-50250 - DOI: 10.25656/01:5025

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-50250>

<https://doi.org/10.25656/01:5025>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ

<http://www.beltz.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Inhaltsverzeichnis

Thementeil:

Internationale Organisationen als Global Players in Bildungspolitik und Pädagogik

Eckhardt Fuchs/Jürgen Schriewer

Einführung in den Thementeil 145

Eckhardt Fuchs

Internationale Nichtregierungsorganisationen als Global Players:
Zur Herausbildung der transnationalen Zivilgesellschaft am Beispiel der
Kinderrechtsbewegung 149

Anja P. Jakobi

Die Bildungspolitik der OECD: Vom Erfolg eines scheinbar machtlosen
Akteurs 166

Jürgen Schriewer

„Bologna“ – ein neu-europäischer „Mythos“? 182

Markus Maurer

Jenseits globaler Kräfte? Berufspraktische Fächer an allgemeinbildenden
Sekundarschulen in Sri Lanka und Bangladesh 200

Deutscher Bildungsserver

Linktipps zum Thema „Internationale Organisationen als Global Players in
Bildungspolitik und Pädagogik“ 215

Allgemeiner Teil

Wassilis Kassis

Unbeherrschte oder Zügellose? Eine aristotelische Klassifikation und ihre
Koppelung mit Fritz' These der Gewaltrahmungskompetenz bei extensiven
Nutzern gewaltorientierter Computerspiele 223

Monika Rehr/Hans Gruber

Netzwerkanalysen in der Pädagogik: Ein Überblick über Methode und Anwendung	243
---	-----

Besprechungen

Heinz-Elmar Tenorth

Karabel, Jerome: The Chosen. The Hidden History of Admission and Exclusion at Harvard, Yale and Princeton	265
---	-----

Julia Kurig

Michael Behnisch (2005): Pädagogische Beziehung. Zur Funktion und Verwendungslogik eines Topos der Jugendhilfe	268
--	-----

Michael Parmentier

Eva B. Ottilinger (Hrsg.): Zappel, Philipp! Kindermöbel. Eine Designgeschichte	271
---	-----

Dokumentation

Pädagogische Neuerscheinungen	275
-------------------------------------	-----

Besprechungen

Karabel, Jerome: *The Chosen. The Hidden History of Admission and Exclusion at Harvard, Yale and Princeton.* Boston/New York: Houghton Mifflin Company 2005. VIII, 711 S., EUR 28,00.

Das US-amerikanische Wissenschaftssystem ist, in mehrfacher Referenz, in den letzten Jahren in der deutschen Debatte über Qualität und Reform der Universitäten als Vorbild genannt worden. Ein Element dieses Systems, die Auswahl der Studierenden durch die Universitäten, wurde dabei als ein Instrument gepriesen, mit dem die Qualität der Hochschulen gesteigert, ein eigenes Profil der Studentenschaft geschaffen und die corporate identity gestärkt werden könne. Der Soziologe Jerome Karabel, Professor in Berkeley, selbst lange Zeit Mitglied, eine Zeit lang Vorsitzender der Zulassungskommission seiner Universität, als Bildungssoziologe seit Jahrzehnten mit der Analyse des Hochschulsystems beschäftigt und theoretisch wie politisch vorrangig an Fragen der Gleichheit der Bildungschancen interessiert, legt jetzt eine inzwischen viel beachtete und kontrovers diskutierte Studie vor, die zumindest das Zulassungssystem amerikanischer Hochschulen in einem neuen Licht erscheinen lässt; denn im Ergebnis ist sie vor allem geeignet, höchste Skepsis gegen eine unkritische Übernahme dieses Systemelements zu wecken. Karabel analysiert das System nicht irgendwo oder flächendeckend, sondern exemplarisch für die Spitze des Systems, an den big three Harvard (wo Karabel selbst PhD-Absolvent war), Yale und Princeton, und zwar für das gesamte 20. Jahrhundert, von der Etablierung eines eigenen Zulassungssystems, im Wesentlichen nach 1918, bis zur Gegenwart. Dabei erzählt er, durchgängig mit hohem Unterhaltungswert, eine Geschichte mit höchster Brisanz, theoretisch inspiriert durch Max Weber, Pierre Bourdieu, Michael Young und E. Digby Baltzell, der als Theoretiker des US-amerikanischen protestantischen Establishments der deutschen Diskussion vielleicht nicht in gleichem Maße vertraut sein mag wie die anderen, aber höchst signifikant für Karabels Thema ist.

Karabel zeigt das Zulassungssystem, seine Kriterien, Verfahren und Praktiken, in seiner eigenen Geschichte: beherrscht von Antisemitismus, Antiintellektualismus, Antifeminismus und Rassismus, in erzwungener Modernisierung und Demokratisierung, letztlich zwar charakterisiert durch radikalen Wandel, aber immer noch ein Mechanismus der Perpetuierung von Ungleichheit, trotz aller gesetzlichen Vorgaben primär durch die universitätseigenen sozialen, klientelären, lokalen, kulturellen und institutionellen Traditionen bestimmt, wie sie die big three in großer Varianz zeigen, aber keineswegs nur von Kriterien akademischer Exzellenz regiert. Karabel stützt sich bei seinen Analysen vor allem auf eine intensive Auswertung der jeweiligen Universitätsarchive, die ihm, einschließlich der Akten der jeweiligen universitären Zulassungsbehörden, ohne Einschränkung zur Verfügung standen; aber er nutzt selbstverständlich auch die publizierte Literatur, Nachlässe und autobiographische Texte zu den jeweiligen Universitätspräsidenten, den Leitern der Zulassungsbüros und von bekannten Alumni der Universitäten (z.B. des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, selbst von 1902 bis 1909 Präsident in Princeton, oder des Harvard-Absolventen F.D. Roosevelt) und selbstverständlich die inzwischen reichhaltige historische und soziologische Forschungslage, die er in seinen *acknowledgements* knapp in ihrem Wert kommentiert. Die 120 Seiten petit-gesetzten Anmerkungen sind in ihrer Materialfülle eine eigene, neben dem Text unentbehrliche Forschungsleistung und Erkenntnisquelle (und man wünscht sich allenfalls einen systematischen Tabellenanhang, um nicht die wichtigen Daten über die Muster der Rekrutierung und ihren Wandel, wie jetzt leider nötig, aus vielen verstreuten Stellen im Text und in den Ankerungen selbst mühsam zusammensuchen zu müssen).

Karabel handelt sein Thema in drei Teilen ab, beginnend mit der Frühgeschichte von 1900 bis 1933 (S. 13-136), in der das je hochschuleigene System der Zulassung etabliert wird. Verantwortlich dafür ist neben der – standortspezifisch in unterschiedlicher Dra-

matik – als problematisch beurteilten Qualität der undergraduate-studies vor allem die gemeinsame Sorge wegen unerwünschter Studenten, und als solche gelten nach 1918 vor allem die jüdischen Studenten und, im Kontext der sozial und ethnisch selektiven, pseudowissenschaftlich von Psychologen abgestützten Immigrationspolitik der USA die wegen der unterstellten sozialistischen politischen Positionen als gefährlich beurteilten Immigranten (neben den schon früher ausgeschlossenen Chinesen und Japanern). Statt der Orientierung an Kriterien schulischer Leistung entwickeln deshalb die Universitäten Zulassungssysteme, die eine Struktur der Studentenschaft erzeugen, die vorwiegend dem WASP-Modell entspricht, also weiß, angelsächsisch, protestantisch – und natürlich männlich, also z.B. auf die athletischen Qualitäten für den Unisport bezogen – rekrutiert. Sie folgen damit den elitären Präferenzen ihrer Klientel, den Ostküsten-Eliten, die als Alumni das Selbstbild der drei Universitäten prägen und zu ihrer Finanzierung beitragen, so dass auch, wie der Harvard-Präsident Eliot zitiert wird, „the stupid sons of the rich“ (S. 41) eine Chance haben. Teil II hat das Thema *The Struggle over Meritocracy, 1933-1965* (S. 139-345), und hier wird dargestellt, mit welchen Konsequenzen in den Zeiten der Depression, des New Deal, der Nachkriegszeit und den Folgen des kalten Krieges das Zulassungssystem reformiert und geöffnet wird, regional, in der Rekrutierungsbasis über die Ostküste hinaus nach Westen, sozial, indem Stipendienprogramme eingerichtet und genutzt werden, und kriterial, indem Schulleistung, gemessen in SAT-Werten, notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung für die Zulassung werden. Ansonsten wird für das Zulassungsverfahren eine Form entwickelt, mit der die Universitäten ihre Autonomie bewahren: Im Zusammenspiel von Schulleistung und -empfehlung, Mitwirkung der Alumni vor Ort, universitären Auswahlverfahren, samt Auswahlgespräch, sowie Kriterien, die helfen, nicht allein intellektuelle Leistung, sondern auch „character“ und das Versprechen, die Eliten künftig zu bereichern, je eigenständig berücksichtigen zu können – neben der Herkunft aus guten, traditionsreichen, immer schon kooperierenden Schulen

und Alumni-Familien. Die Egalität der Form und die Individualisierung des Verfahrens und der Kriterien gehen dabei eine allein universitär kontrollierte Symbiose ein. Die dominierenden Akteure sind der Harvard Präsident James B. Conant, für den Kabarel zeigt, wie sich hohe Selektivität mit leistungsorientiertem basiertem Wettbewerb als Modell der Chancengleichheit deuten lässt und stabilisiert, daneben die Akteure in der Zulassungspolitik in Harvard, Yale und Princeton. Teil III (349-557) beschreibt den Prozess bis zur Gegenwart und die aktuelle Struktur, unter dem so widersprüchlichen wie provokanten Titel *Inclusion and the Persistence of Privilege, 1965-2005*. Einerseits wird hier gezeigt, wie sich Afro-Amerikaner und Frauen – trotz der als *Alumni Revolt* beschriebenen Aktionen zur Verteidigung von Privilegien bei der Zulassung der eigenen Klientel und in der Definition der akademischen Lebensformen in Yale und Princeton in den 1970er Jahren – dank der Stärke sozialer Bewegungen (und nationaler Gesetzgebung, die er gelegentlich abwertet) ihren Platz an der Universität erkämpfen und dass weder Juden noch Katholiken, noch die Mittelschicht strukturell heute ausgeschlossen sind, formal die Zulassung also need-blind und sex-blind funktioniert, wenn auch nicht allein nach Kriterien schulischer Leistung. Die Universitäten können deshalb – mit Anerkennung durch die höchsten Gerichte – behaupten, dass auf der Basis von Leistung soziale, ethnische und geschlechtliche „diversity“ ihr Modell der Studentenschaft bestimme und Gleichheit die Bildungschancen legitim definiere.

Gleichzeitig belegt Karabel, deutlich parteilich für affirmative action, dass sich alte Strukturen, etwa der Präferenzen für Alumni-Kinder und Sportler, stabilisieren und neue Ungleichheit, die der sozialen Herkunft aus den Unterschichten, nicht gesehen wird, auch wegen der „invisibility of the American working class“ (S. 554), so dass nicht einmal deren leistungsstarke Schüler die Chancen haben, die den Afro-Amerikanern eingeräumt werden. Karabel beendet seine Analysen des *Battle over Merit* einerseits mit programmatischen Bemerkungen über den Reformbedarf bei den Zulassungskriterien und fordert den Abbau von Privilegien der Alumni und der Sportler,

den Ausschluss von Sonderzulassungen, die Fortdauer von affirmative action für rassische und ihre Ausweitung auf klassenspezifische Benachteiligung; andererseits erinnert er, im Rückgriff auf Michael Youngs Satire *The Rise of the Meritocracy* (1958), dass die *dark side* des meritokratischen Prinzips inzwischen sichtbar geworden sei. Das zeige sich u.a. darin, dass Intelligenz und Anstrengung selbst für die Privilegierten nicht mehr hinreichend seien, den Zugang zu den begehrten Universitäten zu erreichen, schon weil der früher sichere Weg über die traditionsreichen Schulen erheblich an Verlässlichkeit eingebüßt und insofern Gleichheit erzeugt hat, freilich „far more successful in democratizing anxiety than opportunity“ (S. 547). In der Konsequenz habe sich eine perverse, schon in der Vorschule einsetzende Maschinerie und Industrie des – je individuellen – Kampfes um die begehrten Studienplätze entwickelt, die allein von den Reichen noch zu bezahlen sei (so wie die Exklusion erzwingenden Studiengebühren von ca. 35.000 \$ pro Jahr bei den big three); gleichzeitig würden – gesellschaftlich gesehen – in diesem Prozess herkunftsbedingte Privilegien in Indikatoren der Leistung undefiniert und damit das System der Ungleichheit der Lebenschancen legitimiert (mit Pierre Bourdieu, vgl. S. 672, Anm. 12).

In diesen Schlussthesen wird noch einmal der an Fragen der Ungleichheit interessierte Bildungssoziologe sichtbar, auch der von Pierre Bourdieu und Max Weber beeinflusste Soziologe. Dieser Orientierung verdankt sich auch Karabels zentrale Annahme über die bestimmenden Faktoren im Prozess. Keineswegs nimmt er an, dass die drei Universitäten wegen der Verpflichtung auf zentrale Werte, etwa von Gleichheit und Gerechtigkeit, oder wegen politischer Vorgaben sich gewandelt hätten; für entscheidend hält er die Machtbeziehungen zwischen den großen gesellschaftlichen Gruppen, die fortdauernd privilegierte Stellung des Alumni-Establishments und die Bewahrung der universitären Autonomie, und zwar generell, im Wettbewerb mit den Hauptkonkurrenten, als die sich die big three selbst betrachten, und speziell, in den internen Kriterien in der Rekrutierung der Studierenden (so dass z.B. Frauen zugelassen werden, weil

sonst die männlichen Studierenden nicht in der gewünschten Qualität kommen). Die Bewahrung der universitären Autonomie erzwingt zwar Anpassungen an bestimmende Trends, sucht und findet aber immer eine Form, auch mit externen Vorgaben souverän umzugehen, getreu dem „iron law of admission“ (S. 131), dass die Zulassungspraxis geändert wird, wenn der eigene Status bedroht ist oder die je institutionell gewünschten Effekte nicht mehr erreicht werden.

Auch systematisch, und weil man gerade die schwarze Seite des meritokratischen Prinzips in Bildungsprozessen nicht ignorieren sollte, ist das nicht nur eine höchst lesenswerte bildungshistorische, sondern auch eine sehr diskussionswürdige bildungssoziologische Untersuchung. Sicherlich, hier und da wünschte man sich weitere Perspektiven, z.B. den Blick auf die Master- und PhD-Programme, denn Auslesepraktiken enden ja nicht bei den undergraduate studies, gibt es auch hier die Privilegierung der Alumni und der Athleten oder regiert hier nur intellektuelle Exzellenz? Man kann natürlich auch die Frage aufwerfen, ob diese Auslesepraxis irgendetwas am Exzellenzstatus dieser Hochschulen geändert, ihn geschmälert oder – gegen Karabels Kritik und als Bestätigung für die ermöglichende Kraft von diversity in den undergraduate studies – gar erst ermöglicht hat? Für die deutsche Diskussion stellt man, ohne Trost darin zu finden, fest, dass wir offenbar nicht das einzige Land sind, bei dem die Ungleichheit in Bildungsprozessen in Dimensionen sozialer Herkunft gravierend ist, man wünschte sich auch Daten, die für hochschuleigene Auswahlprozesse in Deutschland zeigen, welche Verzerrungen hier aufgetreten sind; nicht einmal für die Auswahlgespräche in der Medizin liegen solche Daten vor. Und, man wagt es kaum zu sagen, auch das System des Abiturs und der schulisch definierten Berechtigung gewinnt zumindest für den Erstzugang in die Universitäten doch wieder einiges an Legitimität zurück. Ganz am Ende, Karabel liefert selbstverständlich auch Material für die Frage der „Ökonomisierung“ der Hochschulen, freilich in den belastenden Faktoren, z.B. der Privilegien der Alumni, der Abhängigkeit vom Sport, der Kosten des Studiums, der Staats- oder Eigenfinanzierung,

ebenso wie in den förderlichen, z.B. der verfügbaren Stipendien, der Erfolge beim fundraising, des Vermögens der Universitäten, des zivilgesellschaftlichen Engagements, der Identifikation mit der eigenen Institution, all das in einer Weise, die heute nur den Sinn für Differenzen stärken und vor dem Versuch der Übertragbarkeit warnen sollte. Karabel zu lesen ist also dringend zu empfehlen, selbst denen, die seine radikale politische Position nicht teilen, denn sie können ein bildungshistorisches Lehrstück genießen, vor allem aber den Universitäts- und Wissenschaftspolitikern. Er zeigt ja nicht allein, welches materielle Fundament universitärer Elitestatus hat, sondern auch, mit welchen Risiken er z.B. in der Zulassungspolitik erkaufte sein kann. Vor zu eilfertiger Nachahmung ist man nach der Lektüre eindeutig gewarnt.

Prof. Dr. Heinz-Elmar Tenorth
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Erziehungswissenschaften
Unter den Linden 6
10099 Berlin
E-Mail: tenorth@rz.hu-berlin.de

Behnisch, Michael: *Pädagogische Beziehung. Zur Funktion und Verwendungslogik eines Topos der Jugendhilfe.* Würzburg: Ergon Verlag 2005, 274 Seiten, 34,00 EUR.

Wer den Titel liest, erwartet zunächst Vertrautes: „Pädagogische Beziehung“ – ein Kernbegriff aus dem disziplinären Inventar, der sich spätestens seit Nohls Ausführungen zum „pädagogischen Bezug“ seinen Status als Klassiker gesichert hat. Von dem jeder zu wissen meint, was er bezeichnet: eben die Beziehung zwischen Erzieher und Zögling, die pädagogische Ursituation – das „Eigentliche“ des Erzieherischen.

Wenn die Dissertationsschrift von Michael Behnisch eines unterläuft, dann ist es jene fraglose Sicherheit in der Verwendung eines Begriffs. Bereits der Untertitel – „Funktion und Verwendungslogik eines Topos“ – wird denjenigen irritieren, der sich für den Gegenstand „pädagogische Beziehungen“ interessiert und eine wissenschaftliche Untersuchung sei-

ner Regeln, Strukturen und Abläufe, gar Ratschläge für die pädagogische Praxis erwartet. Und richtig: Behnisch geht es um Diskurs-, nicht um Gegenstandsanalyse; der Dekonstruktion der bisherigen Forschungsparadigmen folgen grundsätzliche epistemologische Überlegungen und schließlich der Versuch, den Begriff mit Hilfe einer funktionalen Analyse zu rekonstruieren.

Über pädagogische Beziehungen wird, so der Autor, bislang innerhalb eines festgelegten Koordinatensystems geredet. Ob pädagogische Beziehungen auf ihr existenziell-erzieherisches Moment reduziert oder als gesellschaftlich durchdrungenes komplexes Bedingungsgefüge analysiert werden, ob die Frage nach dem Gelingen pädagogischer Beziehungen eher bejaht oder verneint wird – der Diskurs ist nach Meinung des Autors eine Art „Umsetzungsprogramm epistemologischer Selbstgewissheiten“ und produziert lediglich „Wiederholungsforschung“. Der klassische Gegenstand, und als einen solchen analysiert der Autor die „Pädagogische Beziehung“ sehr gelungen, erlaubt in seiner Grammatik auch gar nichts anderes, ist er doch auf stetigen Resonanzfluss in einem von ihm definierten thematischen Radius angewiesen.

Leider erfährt man über die Inhalte des Diskurses nicht mehr, als das vom Autor konstruierte Koordinatensystem übrig lässt. Welche Fragestellungen stellt der Diskurs heraus, wo setzt er seine Schwerpunkte? Trotz sicherlich oft naivem Zugriff auf den Gegenstand hat der Diskurs doch viele Erkenntnisse bzw. Ansichten über den Gegenstand produziert, die in einer Analyse ihren Platz hätten finden können, vielleicht müssen. Der Eindruck bleibt, der Autor wollte die Metaebene der Diskursanalyse schnellstmöglich verlassen, um sich dann auf die Meta-Meta-Ebene der Erkenntnistheorie zu verabschieden.

Dies wird verständlich angesichts der erkenntnistheoretischen Position des Autors: Pädagogische Beziehungen lassen sich seiner Meinung nach gar nicht erkennen. Es mag sie im Sinne eines hypothetischen Realismus zwar geben – wobei sich der Autor hier philosophisch auf die transzendental-kritische Tradition beruft –, wissenschaftlich bruchlos abbilden lassen sie sich nicht. Sicher, so könnte